

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Kleine Mitteilungen.

in Europa bekannt geworden durch die Schriften des Leonardo Fibonacci aus Pisa, und vereinzelt kamen diese Ziffern noch früher vor. \*)

Wer war aber nun diese Hesera? In den einschlägigen Urkundenwerken und Quellensammlungen kommt der Name nicht vor. Eine Verlesung ist unmöglich, denn die romanischen Buchstaben sind mit — man möchte sagen unheimlicher — Deutlichkeit in das Metall eingraviert. Thomas Kantzow nennt, wie schon erwähnt, Johanns pommersche Gemahlin Hedwig.\*\*) Ist aber, was sich nicht mehr bezweifeln lässt, Hesera die zweite Gemahlin Markgraf Johanns gewesen, so war sie auch die Tochter Herzog Barnims, und Hesera und Hedwig sind identisch. Dann war Hesera der ursprüngliche, altwendische Name der Fürstin, der später, als diese Sprache ausstarb, sich in Hedwig umgewandelt hat. Kantzow schrieb seine Chronik in den dreissiger Jahren des 16. Jahrhunderts; um diese Zeit war die altpommersche Sprache schon vollständig verschwunden. „Der Letzte, welcher die altpommersche Sprache verstanden hat, soll im Jahre 1404 verstorben sein. Man hat auch keine Spur eines Überbleibels von ihr, ausgenommen einige Orts- und Personennamen, deren slavischer Ursprung im ganzen nordöstlichen Deutschland aus den Endsilben itz, euz, ik oder on erkannt werden kann.\*\*\*) Es ist leicht denkbar, dass Kantzow, als er die hochdeutsche Bearbeitung seiner Chronik 1538 herausgab, der Gemahlin Johanns den Namen Hedwig gab, dessen niederdeutsche Form Heseke†) mit Hesera phonetisch viel Ähnlichkeit hat. Die Entwicklung ist also folgende: der altpommersche Name Hesera verwandelte sich mit dem Absterben des altpommerschen Idioms in die niederdeutsche Form Heseke und aus ihr in die hochdeutsche Hedwig. Es wäre erfreulich, wenn ein Slavist dieser Deduktion näher treten und eine Erklärung des Namens Hesera geben wollte. Germanisch dürfte er nicht sein, wenigstens findet er sich nicht in deutschen Wörterbüchern und Namensverzeichnissen.

## Kleine Mitteilungen.

**Zur Lage des wendischen Rethra.** Viele Forscher haben sich schon mit dem geheimnisvollen Ort beschäftigt und viele Meinungen sind aufgetaucht über die nähere Lage des Ortes. Die Majorität der Forscher entschied sich, Rethra in der Nähe von Feldberg in Mecklenburg-Strelitz zu suchen. Andere verlegten Rethra nach anderen Orten. So hatte unser

\*) Faulmann, Illustrierte Geschichte der Schrift p. 562.

\*\*) Pomerania, Theil I. Buch VI. p. 249.

\*\*\*) Taloj, Handbuch der Geschichte der slavischen Sprachen und Litteratur. Deutsch von Brühl. Leipzig 1852. p. 254 f.

†) Vergl. Schiller und Lüben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch Bd. II. p. 259.



verstorbener Alfieri den grossen Werder im Liepnitzsee bei Biesenthal in den Verdacht, Rethra zu sein. In Freundeskreisen verhehlte er diesen Verdacht keineswegs und veranlasste Herrn Dr. Bolle-Scharfenberg zu dem Ausspruch: „Jeder Mensch hat sein Rethra! Auch mir sollte das Schicksal nicht erspart werden, mein Rethra zu finden und zwar fand ich es nicht weit von Feldberg. Ich will mit dieser meiner Entdeckung jedoch den anderen Rethraentdeckern keinen Abbruch thun, überlasse jedem sein Rethra und bitte nur, mich im ungestörten Besitz des meinigen zu lassen. Sollte sich jedoch eine Fehde entspinnen, so bin ich gern zufrieden, wenn die streitenden Parteien ihre respektiven Rethras des lieben Friedens wegen aufgeben und mein Rethra als das einzig richtige, wahre und unantastbare anerkennen.“

In dem preussischen grossen Brückenthin-See in der Nähe der Stadt Lychen liegt eine kleine zu Mecklenburg-Strelitz gehörende Insel. Diese Insel war schon einmal das Ziel meiner Sehnsucht und wurde vor mehreren Jahren von mir, allerdings nur sehr flüchtig, untersucht. Es fanden sich bei der ersten Untersuchung Scherben von Töpfen, sonst weiter nichts.

Im Sommer dieses Jahres (1897) besuchte ich den Pächter des grossen Brückenthinsees, meinen Vetter, und benutzte die Gelegenheit, die Insel einmal gründlicher zu untersuchen. Dieselbe bildet ein langgestrecktes Oval. Westlich und östlich erscheint der gewachsene Boden in zwei niedrigen Anhöhen. Der Raum zwischen den beiden Anhöhen ist durch schwarze, richtige Burgwallerde künstlich aufgehöhht. Wir gruben in dieser Erde ein Loch von ca. 80 cm Tiefe, ohne den gewachsenen Boden zu erreichen. Der heutige Flächenraum des Eilandes beträgt ungefähr 2,64 Hectar. Die Höhe zwischen den beiden Anhöhen umfasst ca. 1,3 Hectar. Das Übrige ist niedrige Wiese. Westlich Steilufer. Die Wiese macht den Eindruck, als wenn sie künstlich geschaffen und zwar unter Benutzung der auf dem Plateau befindlichen schwarzen Erde. Die Untersuchung des Bodens lieferte schön und reich ornamentierte Gefässreste von zwar noch alter Technik, aber von den alten Modellen abweichender Ornamentik. So sind u. A. die geriefelten früh mittelalterlichen Töpfe, wie auch reicher ornamentierte Gefässe nachgeahmt. Heute liegt die Insel in tiefer Einsamkeit, früher muss aber die Gegend entschieden dichter besiedelt gewesen sein. So z. B. ist heute Brückenthin, das dem See den Namen gegeben, ein kleines Vorwerk, das Dorf Kastaven lebt in den Namen seiner drei Seen fort u. s. w.

Es muss die Umgebung des Sees auch einst der Schauplatz gewaltiger Verwüstungen gewesen sein, was sich daraus ergibt, dass die um- und angrenzenden Dörfer zwar alle wendische Namen tragen, wie Retzow, Dabelow, Wokul, Pian u. a., dagegen nach deutscher Art — lange Dorfstrasse — angelegt sind. Ich hatte schon früher in Dabelow selbst Nachforschungen nach der alten Dorfstelle angestellt, die ausser einem mittelalterlichen Gefässrest nichts Greifbares ergaben, freilich hatte ich Eingeborene nach der alten Dorfstelle nicht gefragt. Durch Zufall entdeckte ich endlich den Beweis für meine Annahme auf der Rückfahrt vom Brückenthinsee nach Dabelow.



Mein Vetter bemerkte nämlich: „Jetzt haben wir es gleich geschafft, da liegt ja schon das alte Dorf.“

Damit wies er auf einen breiten, gerundeten Hügel vor uns. Ich besah mir den Hügel nun näher und fand die schönste wendische Dorfanlage. Mitten im Bruch eine erhöhte Rundung, noch gekrönt durch den alten Kirchhof des Dorfes, sonst beackert. Man kann wohl — ohne in den Verdacht zu kommen, Phantast zu sein, — ruhig aus dem Vorhergesagten folgern, dass die Wendenniederlassungen durch Deutsche wohl zerstört, die Dörfer aber später durch Landeseingeborene wieder aufgebaut worden sind, wenn auch nach der Bauweise der neuen Herren, der Deutschen. Beweis: die alten Namen. Aber ausserdem drängte sich mir die Frage auf, wo blieben die Bewohner, wenn plötzlich eine Feindesschaar heranbrach sengend, plündernd und mordend. Ich denke, dann stürzte Jung und Alt mit dem wertvollsten Besitz in die Kähne und rettete sich nach der im Brückenthinsee verborgen liegenden Insel. Eine fahrbare Verbindung mit anderen Wasserstrassen besaßen oder besitzen weder Dabelow- noch Brückenthinsee. Wer den geflüchteten Bewohnern nachsetzen wollte, musste an Ort und Stelle erst Kähne oder Flösse bauen, oder solche von benachbarten Seen auf Wagen nachkommen lassen. Auf jeden Fall erfreuten sich die Insulaner einer gewissen Sicherheit und konnten den Abzug der Bedränger ruhig abwarten oder, wenn der Feind wirklich so tollkühn war, einen Angriff mit Kähnen zu wagen, dann konnten sie von ihrem steilen Wall die Stürmenden mit Leichtigkeit in den tiefen See stürzen. Ausserdem war es ihnen, das heisst den Inselbewohnern unbenommen, an allen ihnen genehmen Punkten der Seen Brückenthin und Dabelow bewaffnete Mannschaft zu landen, um den Bedrängern möglichst vielen Schaden zuzufügen. Die Insel war jedenfalls gross genug, um ein Heiligtum zu tragen, sowie den gesammten Umwohnern mit ihrer Habe Obdach und Schutz zu gewähren.

Es dürfte von Interesse sein, die alten Dorfstellen im allgemeinen festzustellen und die Oberfläche derselben zu untersuchen. Eine eingehendere Untersuchung der Insel, dieselbe führt übrigens keinen Eigennamen, dürfte Ergebnisse nicht liefern, weil der Pflug und Spaten der Beackerer alles zerstört und die wesentlichsten Stücke, die über frühere Besiedelung, Baulichkeiten u. s. w. Auskunft geben könnten, sich auf dem ehemaligen Seegrund unter der jetzigen Wiese befinden dürften.

Somit bin ich auch nicht in der Lage, bessere Beweismittel für meine Annahme, die Insel sei das alte Rethra, beizubringen. H. Maurer.

**Märkischer Honig.** Der märkische Honig darf nicht vergessen werden, wenn von den gastronomischen Erzeugnissen unserer Heimat die Rede sein soll. Die Mark ist in Wahrheit ein Land, „darinnen Honig fliesst“. Ihre weiten Haiden bieten (und boten einst noch mehr) den Bienen Nahrung in Hülle und Fülle. Schon die Wenden heimsten den Honig der zahllosen wilden Bienenschwärme ein, und brauten aus ihm ihren köstlichen Nationaltrank: den Meth oder Honigwein. Im Mittelalter ersetzte der Honig den damals noch unbekanntem Zucker, auch brauchte die katholische Kirche Unmengen von Wachs. Grund genug, die Bienenzucht weiter zu kultivieren.



Die „Zeidelei“ bildete bald einen Haupterwerbszweig der märkischen Bauern, blieb aber doch ureigentlich „Herrenrecht“ und wurde nur aus besonderer Gnade und bei besonderen Gelegenheiten Bauern, Fischern und Kossäthen erlaubt. Im Karolinischen Landbuch von 1375 finden sich zwei Notizen über den „Zeidelzins“. In der einen bezüglich unseres Nachbarortes Schmöckwitz heisst es: „Die Dorfbewohner haben Honigbauten in der Haide des Markgrafen, wovon sie den Herren des Dorfes Honig entrichten; auch haben sie die Zeidelweide in der markgräflichen Haide, wofür sie den Markgrafen zum Schloss Cöpenick jährlich einen Krug Honig abgeben müssen.“ Bezüglich Zeuthens wird gesagt: „Der Schulze hat Honigbauten in der markgräflichen Haide, von denen er den Herren des Dorfes (als Lehnsleuten des Markgrafen) jährlich einen halben Eimer Honig giebt.“ Nach dem Schlossregister von 1451 gaben „Zeidelzins“: Rixdorf 30 Groschen und Stolpe sechs Groschen. Im Lande Lebus und Sternberg stand die Bienenzucht ebenfalls in hoher Blüte, besonders in den Dörfern Briesekow, Kriescht und Kienbaum. Nach dem 30jährigen Kriege ging die märkische Imkerei stark zurück. Wohl befahl eine Ackerordnung von 1702 den „Schulzen und Schöppen“, darauf zu sehen, dass jeder Bauer vier, jeder halbe Bauer zwei und jeder Kossäth einen Stock halte, auch wurde das „Bienengeld“ aufgehoben; allein diese Massregeln halfen nichts. Erst als die Pastoren Rouvel in Französisch-Buchholz und Göroldt in Bernau sich der märkischen Bienenzucht annahmen, zu ihrer Pflege einen Verein begründeten und ein Fachblatt „Die Honigbiene“ herausgaben, kam die Imkerei wieder in Aufschwung. Heute bildet der märkische Honig einen Artikel auf dem Weltmarkt, und der „Märkische Zentralverein für Bienenzucht“ hat fast in jedem Städtchen und Dörfchen mehrere Mitglieder. Erwähnt sei noch, dass auch Kurfürst Joachim I. ein leidenschaftlicher Imker war und in den Wäldern bei Potsdam zahlreiche Bienenhäuser hielt. Lokal Anzeiger 26. Juli 1898.

**Ein „wüstes Dorf“ im Grunewald.** „Wüste Dörfer“, d. h. Ortschaften, die einst wohlhabend und blühend waren, deren Bewohner aber durch die Pest, den Krieg oder anderes Unglück vernichtet wurden, besitzt die Mark eine ganze Menge. Als die berühmteste, „wüste Dorfstelle“, hat wohl die von Blumenthal oder Blumendahl im gleichnamigen Walde bei Strausberg zu gelten. Sie ist die besterhaltene, ihre Grundmauern ragen noch überall aus dem Haideboden hervor. Wenig bekannt dürfte es jedoch sein, dass auch unser „Stadtpark“, der Grunewald, ein „wüstes Dorf“ bedeckt. Da, wo heut die krumme Lanke sich durch den Wald zieht, lag vor vielen Jahrhunderten das Dorf Krummensee. Erwähnt wird es zuerst 1249, wo Bischof Rütger von Brandenburg den Mönchen von Lehnin den Zehnten von Krummensee bestätigt. Nach einer Urkunde von 1251 verkauften die Markgrafen Johann und Otto dem Kloster das ganze Dorf für 150 Mark Silbers. Lange wusste man nicht, wo das Dorf eigentlich zu suchen sei, da entdeckte der Rektor Gerlach in Potsdam in einer dritten Urkunde die nähere Ortsbestimmung: „bei Cedelendorp“. In der Nähe von Zehlendorf aber gab es einen See, der noch 1590 „Krummensee“ hiess, die heutige Krumme Lanke; an ihren Ufern lag das gleichnamige Dorf. Wann und wodurch es „wüst“



geworden, lässt sich nicht mehr feststellen, es ist aber vermutlich die alte ewig gleiche Geschichte. Der Krieg kam zuerst, was er übrig liess, nahm die Pest. Krummensee ist vom Erdboden verschwunden, der Wald wächst darüber hin.

Lokal Anzeiger 23. Juli 1898.

**Die Hausnummern.** Die Numerierung von Häusern in den Strassen der Städte ist ziemlich alten Ursprungs. Wie man auf Titelblättern von Büchern aus dem vorigen Jahrhundert und damaligen Memoiren und dergl. sieht, wurden damals die Adressen durch Angabe des nächsten Denkmals oder öffentlichen Gebäudes oder von Strassenecken bezeichnet, und gewöhnlich war an der Aussenseite der meisten Privathäuser der Name des Eigentümers angebracht. Die Anbringung der ersten Hausnummern geschah in Berlin im Jahre 1795, aber die angewandte Methode war ziemlich unglücklich gewählt, indem man von dem Brandenburger Thor als Ausgangspunkt die Nummern sich durch die verschiedenen Strassen fortsetzen liess. Jetzt haben die Strassen jeder Stadt ihre Numerierung. Aber die Nummern beginnen an dem einen Ende der Strasse und springen an dem anderen Ende auf die entgegengesetzte Seite über, wo sie sich bis zum Ausgangspunkt zurück fortsetzen. Ein vorteilhafteres System mit den geraden Nummern auf der einen, mit den ungeraden auf der andern Seite wurde zum ersten Male 1803 in Wien und zwei Jahre später in Frankreich eingeführt. Heute haben es die meisten Städte eingeführt, aber Berlin hält noch beständig am alten System fest, trotz der Unannehmlichkeiten, die es im Gefolge hat.

Lokal Anzeiger 9. November 1897.

**Kläterpott.** In der *Brandenburgia* 1897 S. 367 hat Herr Pieper Untersuchungen über das Wort Kläterpott veröffentlicht. Ich möchte noch einige Angaben über Kläterpott hinzufügen.

Der grosse Hahnenkamm oder grosse Klappertopf, wie man ihn in Büchern genannt findet (*Alectorolophus major* Rehb., *Rhinantus major* L.), ein sehr lästiges Unkraut auf Wiesen und in anstossenden Kornfeldern, heisst in der Mark (Kreis Teltow) Schurre,\*), auch Schurr. Früher aber wurde es, wie die Alten wissen, auch Kläterpott, Klöterpott und Klingenhans genannt. Der Name Klappertopf ist leicht erklärlich, weil, wie bekannt, die reifen Samen in ihren Hülsern klappern, wenn man das Kraut schüttelt. Diesen Sinn dürfte auch Klingenhans haben, und vielleicht auch Schurre. Schurren heisst bei uns ein gewisses Geräusch hervorbringen, indem ein Gegenstand über irgend einen andern in naher Berührung hinweggezogen oder hinweggeschoben wird, sodass durch die Reibung ein Geräusch entsteht, namentlich gesagt, wenn jemand, wie häufig Kinder, die Füsse auf dem Fussboden hin- und herschiebt oder beim Gehen nicht ordentlich aufhebt (wie ähnlich das Wort schlurren!) u. d. m. Es heisst aber auch, solche reibende Bewegung hervorbringen; z. B. hörte ich von der Schildkröte auf dem Lande sagen: „wo sie auf der Wiese mit der Schale aufschleppte, hatte es so geschurrt, dass es im Grase glatt war, als hätte ein Reh da gelegen.“ Ich meinerseits hatte beim Namen Kläterpott das Gefühl,

\*) *Brandenburgia* 1896. S. 184.



als solle er das Klappern in den trockenen Schalen bedeuten. Einzelne alte Leute erklärten auf Befragen den Namen ebenfalls so, worauf aber kein Wert gelegt werden soll. In Hinsicht auf die Namen Klappertopf und Klingenhans und wohl auch Schurre, könnte man an diesen Sinn denken.

Manche ältere Landleute nennen aber auch das Sumpfläusekraut (*Pedicularis palustris* L.) Kläterpott; den grossen Hahnenkamm aber Schurre. Thatsächlich ist es dem Klappertopf verwandt und hat eine ähnliche Samenhülse, wird auch in Büchern wechselnd Sumpfläusekraut und Sumpfhahnenkamm genannt.

Früher, und vielleicht noch jetzt, hatten die Kinder in Pommern ein Spiel mit Haselnüssen. Dabei hielt das eine Kind die Hände mit den Haselnüssen übereinander auf einem Knie und schüttelte die Nüsse darin und sagte zu einem andern mitspielenden Kinde: „Hälterick, Kläterick, rath, wie vill hebb ick?“ Jenachdem das zweite Kind richtig oder falsch rieth, wurden nach gewissen Spielregeln Haselnüsse ausgezahlt. Das Wort Kläterick (kläter ick?) sollte wohl das Klappern der Haselnüsse in der Hand andeuten.

In der Stadt Biesenthal (Kreis Oberbarnim) wurde früher, vielleicht noch jetzt, eine Kinderklapper Kläterkopp (Kläterkopf) genannt. Man sagte z. B. zu einem Kinde: „Da haste ja schon wieder 'n neuen Kläterkopf.“ Diese Kinderklapper waren aus Bast geflochten oder von Blech, dann mit Blech oder Hornstiel und vom Klempner bezogen. Eine Grünkramfrau in Charlottenburg, gebürtig aus Wildenbruch bei Bahn in Pommern, nannte eine Kinderklapper Kläterkopp, als ein Mädchen mit einer solchen, aus dem Klempnerladen nebenan kommend, bei ihr vorbeiging. Nach ihrer Angabe sagt man so in ihrer Heimat. Also auch in Pommern ist Kläterkopp bekannt.

Kläterpott nannten früher Kinder bei Schönau und Baldenburg (Kreis Schlochau) in Westpreussen und bei Neustettin in Pommern ein Kraut, dessen Samen klapperte. Sie rissen es ab und hielten es gegen die Ohren, um das Geräusch zu hören.

W. v. Schulenburg.

## Bücherschau.

Hermann Pieper: Der märkische Chronist Zacharias Garcaeus. I. Teil: Leben des Garcaeus. II. Teil: Nachträgliches zu G's Leben. Seine litterarische Thätigkeit als Historiker. Handschriften seiner historischen Schriften. Berlin 1896 u. 1898. 4°. Programm der II. städt. Realschule.

Über den ersten Teil der Schrift ward schon im 5. Bande dieser Zeitschrift (S. 48) berichtet. Der zweite steht hinter seinem a. a. O. kurz charakterisierten Vorgänger an Bedeutung nicht zurück. Nach mancherlei Berichtigungen und Ergänzungen des dort Gebotenen unterrichtet der Verfasser über die Motive, die Garcaeus zur Niederschrift seines Werkes bestimmten, die Tendenzen, die er mit ihm verfolgt hat, um sich dann der Darstellung